

Das Einheitsmuseum.

Von Willy Pastor.

In einem größeren Provinz-museum ist die Direktorstelle neu zu besetzen, und ein öffentliches Ausschreiben fordert zu Bewerbungen auf. Gegen eine solche Art der Neuwahl legt ein Berliner Kunstschriststeller Vermahrung ein und entwickelt gleichzeitig einen Plan, wie nach seiner Ansicht ein solches Museum geleitet werden müsse. Der erste Teil seiner Ausführungen behandelt eine Formfrage und einen Sonderfall, die wir übergehen können. Der zweite Teil aber ist grundsätzlicher Art und vertritt eine weitverbreitete Meinung, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Museen sind Volkshochschulen, sie können der Allgemeinheit eine Erziehung geben, aber freilich sie ebenso gut auch falsch unterweisen. Somenig wie bei der Schule darf es uns beim Museum gleichgültig sein, welche leitenden Gedanken den Unterricht bestimmen.

Behauptet wird, die Frage, wie ein Museum aussehen solle, sei „nicht mehr eine Angelegenheit des Provinz- oder gar des Stadtinteresses“; alle öffentlichen Sammlungen seien vielmehr „wichtige Teile einer idealen, über ganz Deutschland verbreiteten Nationalgalerie“. Mit anderen Worten: stillschweigend wird vorausgesetzt, daß es heute einen allgemein anerkannten, für alle deutschen Gauen verbindlichen Kunstgeschmack gebe, nach dem sich die Leiter der Museen zu richten haben. Ueber die Art des Armeintlich maßgebenden Geschmacks kann niemand im ungewissen sein, der sich überzeugt hat, was eigentlich von den sich immer ähnlicher werdenden Museen alles zusammengekauft wird. Ließe man diesen Geschmack zur Alleinherrschaft kommen, dann würde nur noch eine Frage strittig bleiben: ob nämlich der verstorbene Hugo v. Tschudi oder ob der sehr lebendige Paul Cassirer als der erste Generaldirektor der „idealen, über ganz Deutschland verbreiteten Nationalgalerie“ gefeiert werden müsse.

In der Tat wird immer zielbewußter gearbeitet an der Herausgestaltung eines solchen Einheitsmuseums, das sich in allen Breiten so unverändert wiederholt wie das Einheitsbrot und der Normalschuh. Die Folgen sind heute schon eindringlich klar. Bestimmte Meister, die der unfehlbare Einheitsgeschmack auf den Schild hebt, müssen in jedem Museum vertreten sein, unter allen Umständen, einerlei was es kostet. Dem Kunsthandel ist die herrliche „Konjunktur“ natürlich nicht entgangen. Mit Schmerzen sehen die kleinen Sammlungsleiter, wie er mit seinen Versteigerungen die Preise hoch und höher peitscht, aber mitmachen müssen sie, und die Städte mögen sehen, wie sie die Kosten aufbringen. Tun sie's nicht, dann sind sie eben ausgeschlossen von der idealen Nationalgalerie und verfallen der Verachtung aller wahrhaft Kunstrechtgläubigen.

Ist diese papierne Verachtung wirklich etwas so Grauen-erregendes, daß man ihr sich wortlos beugen müßte? Das so entschieden geforderte Einheitsmuseum hat allerdings zur Stunde manche Aussicht, in seinem endgültigen Sichdurchsetzen aber würden wir nicht den Sieg eines Ideals erblicken können, sondern nur traurigsten Verfall. Seit wir eine deutsche Kunst haben, war sie noch immer stammesartlich begrenzt. Sie sah anders aus in Nord-, in Mittel und Oberdeutschland, anders im Osten und Westen. Sie ist in der Tat zu allen Zeiten „eine Angelegenheit des Provinz- oder gar des Stadtinteresses“ gewesen, nicht aber „eine allgemein deutsche Angelegenheit“.

Nun könnte gesagt werden, das alles sei früher einmal so gewesen, und nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Politik. Inzwischen aber seien wir ein Reich geworden, und wie wir politisch zu einem Ganzen zusammenwachsen, müßten wir das nun auch in der Kunst tun. Soll man wirklich noch einmal ausführlich beweisen, daß politisches und geistiges Leben zwierteil sind, und daß die Preisgabe der geistigen Stammessonderrechte uns unsagbar verarmen müßte? Ich dünke, die von Berlin aus verbreitete „deutsche“ Einheitskunst führe allein schon eine hinreichend beredte Sprache. Gestern die Angefährmaler, heute die Ausdrücker, morgen Gott weiß wer, dessen Werke dem Deutschen in jeder größeren Stadt vorgelegt werden in einem musterhaften Einheitsmuseum — der Himmel behüte uns vor einer solchen „idealen, über ganz Deutschland verbreiteten Nationalgalerie“.

Nein, als Provinz- und Städteangelegenheiten sind die Museen im Reich entstanden, und das sollen sie auch bleiben. Sie haben freilich nur ganz selten ihre Aufgabe wirklich kraftvoll durchgeführt, aber wenn es einmal geschah, wie etwa in Hamburg unter Lichtward in dessen erster Zeit, dann ist auch etwas Tüchtiges daraus geworden. In dem erwähnten Aufsatz wird eine ganze Reihe von Museen genannt, die sich heute der aufgestellten Forderung allmählich nähern. Es fehlt darunter die Sammlung der Stadt Magdeburg, und das aus guten Gründen. Deren Leiter, Theodor Volbehr, ist nämlich wie Goethe der Ansicht: „Gehe vom H ä u s l i c h e n aus!“ So schuf er ein Museum, das überall anders als gerade in Magdeburg fehl am Orte wäre, eine „Angelegenheit des Provinz- und des Stadtinteresses“. Und das war recht so.